

BUCHBESPRECHUNGEN

DEUTSCHE PRESSE SEIT 1945

Herausgegeben von Harry Pross. Mit Beiträgen von Helmut Cron, Walter Fabian, Günther Gillessen, Harold Hurwitz, Cordes Koch-Mehrin, Manfred Kötterheinrich, Helmut Lindemann, Karl Pawek, Fritz Säger, Richard Schmid, V. O. Stomps. Scherz Verlag, Bonn und München 1965. 256 S., Ln. 17,80 DM.

Die Presse in ihrer vielfältigen Gestalt hat vermöge ihrer Einwirkungsmöglichkeit im guten wie im schlechten eine gewaltige Bedeutung. Deshalb ist dem Herausgeber *Harry Pross* zu danken, daß er im vorliegenden Buch namhafte Mitgestalter dieses Einwirkungsmittels zu einer umfassenden Darstellung der Materie vereinigt hat. Die Persönlichkeiten, die hier zu Wort kommen, haben nicht alle die gleiche Meinung in allen Fragen, aber im Kern stimmen sie überein: Die Presse hat die Aufgabe, ihre Leser sachlich zu informieren und sie zum eigenen Nachdenken, zur eigenen Urteilsfähigkeit anzuregen. Und: die Presse- und Meinungsfreiheit muß unangetastet bleiben! Unter diesem Aspekt legen die Autoren nicht nur dar, welche bedeutenderen Presseerzeugnisse es in der Bundesrepublik bzw. in ihren

verschiedenen Teilen gibt. Sie machen auch kritische Anmerkungen und sind bemüht, die speziellen Eigenarten und Aufgaben der von ihnen jeweils behandelten Gattung herauszustellen.

Harold Hurwitz schildert in kritischer Weise die unterschiedliche Pressepolitik der Alliierten der Westzonen in den ersten Nachkriegsjahren, *Koch-Mehrin* die Presse der sowjetischen Besatzungszone. *Kötterheinrich* behandelt die Gefahren einer zu weitgehenden Konzentration der Presse. *Fritz Säger* referiert über die Nachkriegsagenturen, wobei ihm seine langjährige Erfahrung als Leiter von dpa zugute kommt; er legt großes Gewicht auf die Frage der Nachrichtenauswahl und die Notwendigkeit des eigenen gründlichen Wissens der verantwortlichen Redakteure.

Günther Gillessen schreibt über die Tageszeitungen und setzt sich dabei u. a. mit den Gefahren des Werbefernsehens für diese Zeitungen auseinander, zeigt aber auch Vorteile auf, die die Zeitungslektüre gegenüber dem Fernsehen bietet. Er meint, schlechte Zeitungen müßten um der Meinungsfreiheit willen in Kauf genommen werden. Der Leser habe durch Kaufen oder Nichtkaufen die Entscheidung über die Existenz der Presse in der Hand. Hierbei allerdings unterbewertet er wohl die

finanzielle Bedeutung der mehr oder weniger glückenden Inseratenwerbung und unterläßt den Hinweis darauf, daß auf dem Gebiet der sonstigen Erziehung der Menschen noch viel nachzuholen ist.

Walter Fabian weist in seinem Beitrag über die Wochenzeitungen darauf hin, daß diese, die zusammen mehrere Millionen Leser erfassen, dank auch einer ruhigeren Vorbereitungszeit, als sie den Tageszeitungen zugemessen ist, ein ganz besonders wichtiger Faktor der richtigen Orientierung und Meinungsbildung sind. Er beschäftigt sich ausführlicher mit dem Kulturteil dieser Zeitungen („Die Zeit“ u. a.) und mit der Bedeutung einer ausführlicheren Besprechung von politischen Büchern. Er regt an, in stärkerem Maße als bisher auch Diskussionen der Wochenzeitungen untereinander zu pflegen.

Pawek schreibt über die Boulevardpresse und die weitverbreiteten illustrierten Zeitschriften, *V. O. Stomps* über literarische und Kunstzeitschriften.

Einen anderen Charakter haben die Beiträge von *Helmut Cron* „Der Journalist und seine Verbände“ und von *Helmut Lindemann* „Die Rolle der freien Publizisten“. Hier wird von den Personen gesprochen, die die Presseerzeugnisse herstellen. Beide Autoren ziehen auch Vergleiche mit der Zeit vor 1933. *Cron* hebt u. a. hervor, daß es auch heute nicht auf den Hochschulabschluß ankomme, sondern vor allem auf die Berufsbegabung. Er würdigt die Rolle des Presserates, der gegen gewisse Tendenzen zur staatlichen Reglementierung entstanden ist und sich allgemein, auch bei den in Frage kommenden Behörden, Achtung erworben hat. Leider konnte *Cron* sich einen Seitenhieb auf die Deutsche Journalisten-Union in der IG Druck und Papier nicht verkneifen.

Lindemann unterscheidet die freien Publizisten von den Journalisten-Redakteuren, die zum Teil nur redigieren, was andere geschrieben haben. Der Publizist wolle durch eigene Arbeiten in besonderem Maße in die Öffentlichkeit hineinwirken. *Lindemann* weist auf die Schwierigkeit hin, heute keinen solchen zentralen Ausgangspunkt zu haben, wie es früher einmal Berlin war. Er meint, der freie Publizist müsse unabhängig von jeder Partei bleiben, weil er kompromißlos auszusprechen habe, was er sich selbst als eigene Meinung erarbeitete. *Lindemann* bedauert, daß es in der Bundesrepublik kaum solche Kolumnisten gebe, wie beispielsweise *Walter Lippmann* und andere in den USA. Ein besonderes Lob erfährt der Herausgeber der „Nürnberger Nachrichten“, *Joseph E. Drexel*, der als Ausnahme unter den Verlegern selbst ein echter Publizist sei.

Den Abschluß des informationsreichen, anregenden Buches bildet ein Aufsatz von Überlandesgerichtspräsident a. D. *Richard Schmid*

„Wie frei sind Meinung und Meldung heute?“ Dieser Beitrag ist sehr kritisch, weil Demokratie und verantwortungsvolle Freiheit bei uns noch immer ein sehr junges Pflänzchen sind. *Schmid* wendet sich gegen die Untugend, in bezug auf Meinungs- und Pressefreiheit nur mit Begriffen zu jonglieren. Die Zuständigkeit der Grundrechte gelte für jeden, auch für den Journalisten. Lediglich Verleumdungen und ehrenrührige Behauptungen dürften unter Strafe stehen. Breite öffentliche Diskussionen seien Pflicht, weil die größte Gefahr für die Freiheit ein träges Volk sei. Toleranz gegenüber Andersdenkenden, „demokratische Kultur“ sei die Grundlage, damit freie Meinungsäußerung wirksam werde. *Schmid* bringt Beispiele einer schlechten Rechtsprechung in dieser Beziehung und sieht schon in der Formulierung „öffentliche Aufgabe der Presse“ die Gefahr möglicher Gleichschaltung. Damit werde das Grundrecht der freien Meinungsäußerung zu leicht abhängig gemacht von der Erfüllung einer Aufgabe oder einer Organfunktion. *Schmid* erwähnt auch das Problem des juristischen und materiellen Verhältnisses des Journalisten zu seinem Verleger. *Irmgard Enderle*

GERHARD MÖBUS

DIE POLITISCHEN THEORIEN
VON DER ANTIKE
BIS ZUR RENAISSANCE

Politische Theorien Teil I — Die Wissenschaft von der Politik, Bd. 7, Herg. von den Professoren Dr. O. K. Flechtheim und Dr. O. H. von der Gabletz in Verbindung mit Prof. Dr. Hans Reif im Auftrage des Otto-Suhr-Instituts an der Freien Universität Berlin (vormals Deutsche Hochschule für Politik). Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1964. 303 Seiten, kart. 19,80 DM.

ALFRED SCHAEFER

DAVID HUME — PHILOSOPHIE
UND POLITIK

Monographien zur philosophischen Forschung begründet von Georgi Schischkoff, Bd. 34. Verlag Anton Hain, Meisenheim am Glan, 1963. 186 S., kart. 17,30 DM.

Die zweite, erweiterte Auflage des zuerst 1958 unter dem Titel „Die politischen Theorien von den Anfängen bis zu Machiavelli“ erschienenen, primär als Hilfe für Unterricht und Studium gedachten Bandes von *Möbus* enthält jetzt außer Texten von Platon, Aristoteles, Polybios, Cicero, Augustinus, Thomas von Aquin, Thomas Morus und Machiavelli auch Auszüge aus den Schriften von Herodot, Thukydides, des zu den Sophisten gerechneten Anonymus Iamblich, von Tertullian, Johannes von Salisbury, Dante, Marsilian, Johannes von Padua, Wilhelm von Ockham, Niko-

laus von Kues und Erasmus von Rotterdam. Damit tritt jene faszinierende Epoche des späten Mittelalters stärker hervor, in der eine neue Skepsis gegen die etablierten Autoritäten den Grund aufwühlte, aus dem dann die Renaissance erwuchs. Liegt es an der Zielsetzung des Bandes, der eher Wissen vermitteln will als daß er zum Mitdenken anregt, oder liegt es an dem Ansatz von Möbus, der ausdrücklich die Geschichte der Wissenschaft von der Politik nicht erst mit Machiavelli anheben läßt, daß trotzdem so wenig von dem Dynamit spürbar wird, der das geistige Leben des späten Mittelalters erschütterte? Obwohl der Verfasser betont, daß der „geistigen Einordnung des Politischen eine Lehre vom Menschen vorausgeht, sei es als philosophische oder als theologische Anthropologie“ (S. 15), läßt seine Einführung nicht im geringsten erkennen, wie beispielsweise die erkenntniskritische Position des Nominalisten Wilhelm von Ockham, der nur den Individuen, nicht aber umfassenden Begriffen Realität zugesteht, seiner politischen Stellungnahme für die Trennung von Kirche und Staat korreliert. Daß damit eine Loslösung der Politik aus einem umfassenden System der Ethik vorbereitet wird, geht in der Darstellung von Möbus ebenso verloren wie die Ungeheuerlichkeit der Dimension dieser Trennung, an deren Ende die Lehre von der Politik als eine Lehre von der Manipulation der Gesellschaft ersteht. Politische Philosophie und Wissenschaft von der Politik gleichzusetzen erweist sich als wenig fruchtbar.

Was eine Zusammenschau von Philosophie und Politik zu leisten vermag, zeigt *Schaefer's* Schrift über *David Hume*. Sie versucht die in den diversen Werken des auch politisch engagierten Philosophen dargelegten Gedanken nicht so sehr in ein System zu bringen als vielmehr deren des öfteren unexakte Terminologie verständlich zu machen. Hume spezialisierte den Nominalismus Ockhams dahingehend, daß umgreifende Allgemeinheiten, wie soziale Klassen und Institutionen zwar nicht als Ein-Drücke greifbarer Tatsachen bestehen, sie als Vorstellungen und Denkgewohnheiten jedoch durchaus Wirklichkeit gewinnen. Wie modern Hume noch heute ist, ruft *Schaefer's* Darstellung fast Seite für Seite ins Gedächtnis. Der Schotte enthüllte, wie Ideologen darin geübt sind, „die allgemeine Aufmerksamkeit auf die metaphysischen Prinzipien zu konzentrieren, die für Voraussetzungen ihrer politischen Meinungen ausgegeben werden“ (S. 144). Seine Skepsis richtete er schließlich nicht nur gegen das Naturrecht, sondern gegen die politische Philosophie überhaupt, an deren Stelle er eine praktische Politik (*science of politics*) setzte, die so weit ging zu raten, eine an und für sich wahre Idee zur Vermeidung von Unruhen nicht populär werden zu lassen. Damit macht *Schaefer* auf

eine fatale Konsequenz des Humeschen Positivismus aufmerksam. Indem er wie Machiavelli vor ihm die politische Theorie auf den Boden der Empirie zurückholte, lieferte er zugleich die Waffen, die Jahrzehnte 'später dazu dienten, die Angriffe von Paine, Godwin, Spence u. a. auf Staat und Eigentum in Schach zu halten. Deutlicher läßt sich die „Dialektik der Aufklärung“ kaum machen, als es hier am Beispiel Humes geschieht. Ausgerechnet die Befreiung des Menschen von der Metaphysik etabliert das Arsenal, ihn manipulierbar zu machen.

Hermann Meier-Cronmeyer

DIE RUSSISCHE INTELLIGENTSIA

Herausgegeben von Richard Pipes. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1962. 230 S., 9,80 DM.

Beschaffenheit und Aussichten der russischen „Intelligentsia“ sind Untersuchungsgegenstand einer 1960 in den USA erschienenen Aufsatzsammlung, die nun dankenswerterweise auch in deutscher Übersetzung zugänglich ist.

Die Verfasser der einzelnen Beiträge behaupten nicht, wie *Pipes* für sie im Vorwort bekennt, das ihnen gestellte Problem erschöpft oder auch nur umrissen zu haben. Doch gelang es ihnen durchaus, dem Leser wichtige Informationen über die Rolle der Intelligentsia im vorrevolutionären und in Sowjet-Rußland zu geben.

Hierbei standen die Autoren vor der Schwierigkeit, daß eine präzise und allgemeingültige Antwort auf die Frage „Was ist ‚die russische Intelligentsia‘ oder überhaupt ein ‚Intellektueller‘ oder ein ‚Intelligenzler‘?“ nicht gegeben werden kann, zumal westlichen Forschern der direkte Zugang zu der heutigen russischen Intelligentsia verwehrt ist.

Wie bei solchen Sammelbänden nicht anders zu erwarten, ist der Wert dieser Aufsätze unterschiedlich. *Martin Malta* gibt einen knappen und doch inhaltsreichen Überblick über die vorrevolutionäre Intelligentsia. *Leonhard Schapiro* und *Boris Elkin* untersuchen das Verhältnis dieser Gruppe zur bürgerlichen Ordnung. Schapiro hält die „kommunistische Autokratie“ für das Resultat einer Entwicklung, die das Stadium des bürgerlichen Kapitalismus übersprang. Seiner Ansicht nach lehnte die radikale Intelligentsia Recht und Ordnung ab, war ihre Haltung weniger von Vernunft als von moralischer Entrüstung bestimmt. Anderer Auffassung ist jedoch Elkin: Die Mehrheit der Intelligenz wünschte wirklich nur die Herrschaft des Rechtes. Eine Verständigung mit der Monarchie sei nicht möglich gewesen, denn: „Für einen Kompromiß sind zwei Par-

teien nötig, und *Nikolaus II.* war niemals bereit, einen Kompromiß mit den Gegnern der Autokratie zu schließen". Die unterschiedliche Betrachtungsweise Schapiros und Elkins zeigt sich auch in der Beurteilung des gemäßigten bürgerlichen Politikers *Tschitscherins*. Schapiro nennt ihn einen „hervorragenden liberalen Juristen und Philosophen“, Elkin einen „alten Starrkopf“. Abgesehen von dem erfreulich unakademischen Stil hat den Rezensenten auch inhaltlich der Beitrag Elkins mehr beeindruckt als der Schapiros.

Richard Pipes, Leopold Labedz, David Burg, Leopold Haimson, Max Hayward, David Joravsky und *Gustav Wettet* befassen sich mit der sowjetischen Intelligentsia. Stellt Pipes ihre Geschichte dar, so untersucht Labedz ihre Struktur an Hand sowjetischer Quellen. Auf dem Hintergrund persönlicher Erlebnisse erzählt David Burg vom Verhalten sowjetischer Universitätsstudenten gegenüber politischer Probleme. Burg fällt der Zwiespalt zwischen der täglichen Arbeit und der Ideologie vieler Komsomolzen auf. Er behauptet: „Eine solche Situation mag unglaublich erscheinen und sie wäre in der Tat dort undenkbar, wo die Freiheit der Meinung und der Diskussion existiert“. Wieso? Burg lebt doch schon mehrere Jahre in Westeuropa. Sollte er wirklich nicht bei seinen westeuropäischen Altersgenossen eine ähnliche Diskrepanz zwischen Ideologie und Wirklichkeit beobachtet haben? Das würde gegen seine Beobachtungsgabe sprechen. Was sollen wir aber dann von seinem Erfahrungsbericht über die sowjetischen Studenten halten?

Heimson und Hayward schreiben über die „Bewältigung“ der stalinistischen Vergangenheit, wie sie im Generationenkonflikt und in den Werken sowjetischer Schriftsteller Ausdruck findet.

Aufschlußreich sind Joravskys und Wetters Beiträge über das Verhältnis von Naturwissenschaften und offizieller Ideologie in der Sowjetunion. Joravsky spricht von einer zyklischen Wechselwirkung zwischen Naturwissenschaften und sowjetischem Marxismus, dergestalt, daß Zeiten der Zusammenarbeit mit solchen der Konflikte abwechseln.. Als Philosophie der Naturwissenschaften hätte der sowjetische Marxismus früher die Funktion eines unfertigen Glaubens streitbarer Ideologen und einer Geißel für verdächtige Wissenschaftler gehabt. Es ist gut, daß Joravsky hier vom „sowjetischen Marxismus“ spricht, denn *Marx* selbst hatte durchaus nicht die Absicht, eine Philosophie der Naturwissenschaften zu entwickeln. Diesen Versuch unternahmen vor Lenin lediglich *Engels* und *Kautsky*. Wetter glaubt aus der Tatsache, daß die Partei den Streit zwischen den Mitschurin-Anhängern und ihren Gegnern bisher nicht liquidierte, schließen zu dürfen, „daß sich

langsam auch innerhalb der Partei die Erkenntnis Bahn bricht, daß wissenschaftliche Kontroversen nicht mit ideologischen Mitteln, und viel weniger durch Parteibeschlüsse zu lösen sind“.

Im letzten Aufsatz untersucht *Benjamin Schwartz* schließlich die Intelligentsia im kommunistischen China. Er bringt interessante Vergleiche zwischen westeuropäischen Intellektuellen und der sowjetischen Intelligentsia, um so eine Ausgangsbasis für eine Gegenüberstellung der sowjetischen und der chinesischen Intelligentsia zu gewinnen.

Insgesamt darf man dieses Buch wohl als einen gelungenen Versuch ansehen, über die soziale Funktion und die historische Mission der Intellektuellen in der Sowjetunion zu orientieren.
Dr. Wilfried Gottschalch

RÉMY CHAUVIN TIERE UNTER TIEREN

Staat und Gesellschaft im Tierreich. Scherz Verlag, Bern - München - Wien 1964. 292 S., Ln. 19,80 DM.

Der Entomologe Rémy Chauvin, Direktor der französischen Forschungsanstalt für Bienenkunde, unternimmt es, seine Leser über die Zivilisation der staatenbildenden Insekten zu unterrichten und die Unterschiede in ihrem und dem menschlichen Verhalten herauszuarbeiten. Es ist „zweifelloso gerechtfertigt“, so schreibt er, „in bezug auf die Insekten von einer Zivilisation zu sprechen, wenn man darunter die Entwicklung hochkomplizierter sozialer Mechanismen, die gemeinsame Bewältigung von Aufgaben, die methodische Aufzucht des Nachwuchses durch die Gemeinschaft und die Aufteilung der Arbeit auf bestimmte Untergruppen versteht. Allerdings bedient sich der Mensch, um zu den gleichen Ergebnissen und noch weit darüber hinaus zu gelangen, ganz anderer Methoden. Dieser Unterschied in den Methoden ist übrigens das interessanteste Thema der insektensoziologischen Forschung. Im Insektenstaat geht das Einzeltier ganz und gar in der Gemeinschaft auf, während sich bei den menschlichen Gemeinschaften eine Absorption des einzelnen nur andeutungsweise findet.“

Er fragt, warum die Insekten, die 80 vH aller Tierarten stellen, die zu den ältesten Lebewesen der Erde gehören (die Termiten entwickelten sich vor 200 Millionen Jahren, den homo sapiens gibt es erst seit 150 000), warum sie es nicht waren, die zu Herren der Erde wurden, sondern der Mensch? „Manchmal glaubt man, daß den Insekten nur noch ein kleiner Schritt fehlte.“ Der Beantwortung dieser Frage gilt über die Hälfte des Buches, in

dem der Autor die Insektenstaaten der Bienen, Wespen, Ameisen und Termiten beschreibt und die Probleme darstellt, die sich aus der Unmöglichkeit dieser Lebewesen, als Einzelwesen zu existieren, ergeben.

Chauvin macht uns nicht nur mit seinen eigenen Forschungen bekannt. Er kennt Methodik und Materie seiner Disziplin so genau, daß er mühelos die Forschungsergebnisse einer Reihe von Entomologen darlegt, so die des Nobelpreisträgers Karl v. Frisch, „des größten Biologen seit Pasteur“, der für seine Arbeiten auf dem Gebiet der Bienenforschung den Nobelpreis erhielt.

Aber er will noch mehr, nämlich die „völlig außerhalb unserer Menschenwelt liegenden Tiergemeinschaften, die Insektenstaaten, mit den lediglich ‚paramenschlichen‘ (jedoch keineswegs ‚antimenschlichen‘) Gemeinschaften der Vögel und Primaten“ vergleichen. Der Teil des Buches, der sich mit ihnen, den Vögeln und Primaten, beschäftigt, verrät jedoch, daß Chauvin Entomologe ist; „irgendwie enttäuschen mich die Wirbeltiere; sind sie doch im Vergleich mit den Insekten in meinen Augen zu einfach, in ihren Lebensgemeinschaften zu primitiv“, sagt er selbst. Trotzdem ist auch dieser Teil des Buches insofern anregend, als er bisher nur in der Fachwissenschaft bekannte Forschungsergebnisse beschreibt.

Es ist kein ausschließlich wissenschaftliches Buch, aber das will es auch nicht sein. Chauvin informiert in flüssigem Erzählstil über die Arbeitsweise der Verhaltensforscher, so daß der interessierte Laie einen Einblick gewinnen kann.

Die Übersetzung von *Alfred P. Zeller* hat dem Text seine Lesbarkeit und Allgemeinverständlichkeit erhalten

Annemarie Zimmermann

JOSEF LUITPOLD

DIE GROSSE WARNUNG

Band II des Gesamtwerks „Das Sternbild“. Europa-Verlag, Wien, 464 S., Ln. 24,50 DM.

Der 80. Geburtstag dieses österreichischen Arbeiterdichters rückt näher. Im Frühjahr 1966 wird dann das Gesamtwerk in fünf Bänden vorliegen. Band I („Glitzert, Plejaden!“) wurde hier bereits ausführlich besprochen (GM Heft 6/1965). Der kürzlich herausgekommene zweite Band ist ebenso prächtig ausgestattet wie „Glitzert, Plejaden!“. Hervorzuheben sind die Illustrationen von *Alfred Kubin*, *Frans Masereel* und *O. R. Schatz*. Auch dieser umfangreiche Band enthält zwei Bücher: „Herz im Eisen“ (Politische Lyrik und Antikriegsgedichte) und „Der Schrei der Opfer“ (Erzählungen und Essays über Flücht-

lings- und Emigrantennot, über Verfolgung und Unterdrückung und Opferung des Menschen).

Viel Bitterkeit, viele Anklagen und nur selten Trost findet der Leser in diesem Buch. Ist das die Schuld des Dichters? Nein, er spiegelt in seinem Werk eine Welt, die noch schlimmer, noch gefährdeter ist, als es im Wort, im Gleichnis ausgedrückt werden kann. „Wenn euch mein Angesicht mißfällt, gedenkt, ich litt in arger Welt“, sagt Luitpold in einem der Gedichte.

In der Einleitung von *Ernst Mayer* steht der treffende Satz: „Josef Luitpold war und ist die Armut kein ‚großer Glanz von Innen‘ (*Rilke*), sondern ein lebenslanger Anlaß, sie uneingeschränkt als jenes Übel zu bekämpfen, das den Menschen der angeborenen Würde beraubt.“ Mit dem Wort des Dichters kämpft Josef Luitpold an gegen Armut und Unrecht, gegen Gewalt und gegen Unwissenheit und Unterwürfigkeit der Menschen. Und wiederum überzeugt Luitpold durch Sprachkraft und Formsicherheit. Der Rahmen einer knappen Rezension erlaubt leider nicht, Beispiele dafür anzuführen.

Walter Köpping

WALTER BAUER

DER WEG ZÄHLT, NICHT DIE HERBERGE

Prosa und Verse 1928—1964. Ernst Tessloff Verlag, Hamburg 1964. 480 S., Paperback 14,50 DM.

Als 25jähriger Leuna-Arbeiter erregte Walter Bauer Aufsehen mit seinen ersten Gedichten („Kameraden, zu euch spreche ich“). Unverfälscht und packend hatte er Arbeitserlebnis, Gefahren, Unfälle und auch das Aufbegehren der Arbeiter literarisch fixiert. Andere Gedichte zeugten für die brüderliche Liebe der Arbeiter, für ihre Hoffnungen und Sehnsüchte. — Bis 1933 legte Bauer vier Bücher vor, die die deutsche Arbeiterdichtung bereicherten und die für die Zukunft viel versprachen. Brutal zerstörten die braunen Machthaber diese künstlerische Hoffnung. Bauers Bücher wurden verboten.

Nach 1945 veröffentlichte Walter Bauer in rascher Folge Gedichtbände (u. a. „Mein blaues Oktavheft“, 1953), Romane (u. a. „Besser zu zweit als allein“, 1950), Hörspiele und Biographien („Die langen Reisen“, „Die Sonne von Arles“, „Folge dem Pfeil“). 1952 verließ Bauer als ein Enttäuschter die Bundesrepublik und begann in Kanada als Holzfäller, Tellerwäscher, Gelegenheitsarbeiter ein neues Leben. Warum ging er? „Ich wollte nicht vor Scham, Ekel, Zorn und Resignation ersticken“, schrieb er einem Freunde. „Das Morgenrot, das wir erhofften, ist nicht gekom-

men. Restauration und Reaktion sind im Begriff, die Plätze einzunehmen." Als 50jähriger begann er wieder da, wo er als junger Mensch stand: als Arbeiter. Und er blieb, was er stets war, ein Freund der Armen und Gedeimütigten. Dafür sind viele seiner Gedichte, die er in Kanada schrieb, Beweis.

Walter Bauer, inzwischen 60 Jahre alt, ging seinen Lebensweg ohne Brüche und Winkelzüge. Und so überrascht es nicht, daß Themen und dichterische Deutungen im Frühwerk und im Spätwerk weithin übereinstimmen. In der Handhabung der künstlerischen Mittel wurde er freilich sicherer und vielseitiger. Sprachlich gerafft und pointiert sind seine letzten Gedichte. Damals wie heute ist für Walter Bauer auch das Verborgene, das Unaufällige, das Alltägliche groß und beachtenswert. Und immer wieder mahnt er zu Nächstenliebe und Frieden:

*Heute sah ich
auf einem Lastwagen Kühe,
die zum Schlachthof gefahren wurden;
ruhig rauchte der Fahrer am Lenkrad.
So führen wir zur Front, und
ruhig rauchte der Fahrer am Lenkrad.
Später wurden wir zurückgebracht,
dezimiert, wie man sagt, erheblich sogar,
und zu wohlverdienter Ruhe für das Ende.
Ein anderer Fahrer saß ruhig rauchend
am Lenkrad.*

Walter Bauer blieb stets der Arbeiterbewegung verbunden. Das Einleitungsge-dicht zu „Stimme aus dem Leuna-Werk“ (1930) schließt er bescheiden mit den Worten: „ . . . dein unbekannter Zeitgenosse W. B.“ Kennzeichnend für ihn und sein Werk sind andere Zeilen aus diesen Jahren: „ . . . ich will dich aufsuchen in den Bergwerken, mein Bruder, / und berichten, wie du leidest und lebst mein Bruder, / ohne zu beachten, ob es schön klinge und Reim werde . . .“ 25 Jahre später schreibt er in einem Brief aus Kanada: „Hier bin ich niemand — everybody —, der wie alle im ‚streetcar named Jane Bloor‘ fährt, in einem lunch-room ißt, von keinem angesehen, von keinem gefragt, was das nächste Buch macht — und das empfinde ich als wohltuend.“ Und in einem Gedicht aus der letzten Zeit berichtet er von den Menschen, die mit ihm im gleichen Viertel in Toronto wohnen. Es sind Verkäuferinnen, Arbeiter, Boten, Hausfrauen, Polizisten:

*. . . sie belehren mich, ohne viel zu sagen.
Ich ziehe sie allen Kongressen vor. Sie sind
Freunde und Berater.*

Leider ist Walter Bauer heute bei uns fast unbekannt. Was wir verlieren würden, wenn wir ihn und sein Werk vergäßen, das zeigt der von Ernst Tessloff vorgelegte Auswahlband. Er ermöglicht uns erneut eine Begegnung mit Walter Bauer. Sie wird jeden, der

diese Begegnung sucht, reicher machen; er wird aus dem Werk Bauers Einsicht und Zuversicht und Trost gewinnen.

Walter Köpping

IDEOLOGIE

Ideologiekritik und Wissenssoziologie. Herausgeg. und eingeleitet von Kurt Lenk. Soziologische Texte Band 4, Luchterhand Verlag, Neuwied am Rhein und Berlin, 2. durchgesehene und wesentlich erweiterte Auflage 1964. 416 S., Ln. 28 DM, Studienausgabe 13 DM.

DER HERRSCHAFTSVERTRAG

Übersetzungen von Peter Badura und Hasso Hofmann, herausgegeben von Alfred Voigt, Luchterhand Verlag, Neuwied am Rhein und Berlin 1965, 249 S., Ln. 28 DM.

Der Ideologiebegriff ist mittlerweile in den Wortschatz der Umgangssprache eingegangen. Eduard Spranger schrieb 1954: „Nur selten noch ist die Rede von politischen Ideen und Idealen, hingegen sehr viel von politischen Ideologien.“ Doch besteht keine Einigkeit darüber, was Ideologie heißen soll und was Ideologien sind. Übereinstimmung herrscht wohl lediglich in der Auffassung, daß Ideologien etwas mit der realen geschichtlichen Bewegung der Gesellschaft zu tun haben. Immerhin lassen sich bestimmte Tendenzen im Gebrauch des Ideologiebegriffs beobachten. Machen die konservativen Positivisten den „Zusammenhang zwischen sozialer Seinslage und Sicht“ (Karl Mannheim) zum Gegenstand der Ideologieforschung, so gilt den Anwendern der kritisch-historischen Theorie der Gesellschaft in der Nachfolge von Karl Marx jenes Denken als ideologisch, das ein falsches Bewußtsein von der gesellschaftlichen Wirklichkeit hat. Halten also die kritischen Aufklärer an der Möglichkeit einer der Wahrheit mächtigen Vernunft fest, so wird für die Schüler von Karl Mannheim Seinsverbundenheit identisch mit mangelnder Objektivität. Ist für die einen der Ideologiebegriff eine Waffe im Kampf um die Aufhebung gesellschaftlicher Antagonismen, wird er für die anderen ein neutrales Instrument soziologischer Forschung.

Wer sich für diese Funktionswandlungen des Ideologiebegriffs interessiert, wird dankbar zu der vorliegenden Auswahl von Arbeiten zum Ideologiebegriff greifen, denen Kurt Lenk eine ausgezeichnete Einleitung beigegeben hat, die zu dem oben flüchtig skizzierten Gedankengang führt. Die Reihe der Autoren reicht von Francis Bacon bis Leszek Kolakowski. Neu hinzugekommen sind in der 2. Auflage Pareto, Mosca, Adorno, Blum, Goldmann, Horkheimer und H. Marcuse.

Bei Durchsicht der inhaltsreichen Sammlung stößt man auf einen Auszug aus Georg

Lukacs' „Gesuchte und Klassenbewußtsein“. Demnächst erscheint dieses Buch in der Gesamtausgabe seiner Werke. Lukacs zögerte lange, der Neuauflage zuzustimmen. Gewiß: er hat sich von diesem Buch distanziert. Doch hat Lukacs sich offenbar dankenswerterweise die Auffassung von *Joseph A. Schumpeter* zu eigen gemacht, der sagte, ein einmal publiziertes Buch habe Eigenleben und höre auf, geistiges Eigentum seines Verfassers zu sein. — Ein Lesebuch zur Geschichte der politischen Ideen unter der Fragestellung: Was haben die großen Sozialphilosophen über den Herrschaftsvertrag gedacht? hat *Alfred Voigt* herausgegeben. Seine Textauswahl reicht von *Piaton* bis *Hegel*. Die Lektüre dieses Bandes lohnt sich. Der Kampf zwischen Aufklärungs- und Verhüllungsphilosophen ist so alt, wie das Interesse an der Veränderung und Verteidigung überkommener gesellschaftlicher Verhältnisse, die nur zu oft der Stabilisierung überflüssiger Herrschaft dienen. Die Theorien über den Herrschaftsvertrag werden heute leicht in ihrer politischen Bedeutung verkannt. Man hält sie für bloße Gedankenkonstruktionen und übersieht, daß sie oft wirksame

Werkzeuge waren, tradierte Herrschaft denkender Kritik zu unterwerfen. Schon der Grieche *Alkidamas* sagte, es sei Aufgabe der Philosophen, den Kampf gegen Gesetz und Brauch zu führen (S. 38). Alkidamas war überdies einer der ersten, der für die Beseitigung der Sklaverei eintrat.

Die Einleitung von *Alfred Voigt* gibt einen ersten Überblick über das Buch. Allerdings fehlen nähere Hinweise auf die Beziehungen der Theorien über den Herrschaftsvertrag zur sozialen Entwicklung. Einige Urteile erscheinen mir fragwürdig: War *Machiavellis* Begeisterung für *Cesare Borgia* wirklich „bedingungslos“ oder war sie vielmehr an die Hoffnung geknüpft, Cesare Borgia würde tatkräftig für die politische Einigung Italiens eintreten? Und paßte die Staatsphilosophie *Hobbes* so wenig auf das England seiner Zeit, wie das Voigt meint? In *Max Horkheimers* Buch „Anfänge der bürgerlichen Geschichtsphilosophie“ kann man das anders lesen. Ähnliche Fragen scheinen mir da und dort angebracht. Sie mindern aber nicht den Wert des anregenden Buches. *Dr. Wilfried Gottschalch*